

Aus der Welt der Gehörlosen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Gehörlosen-Zeitung für die deutschsprachige Schweiz**

Band (Jahr): **75 (1981)**

Heft 9

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Redaktionsschluss:

für GZ Nr. 10, 1981, 30. April
für GZ Nr. 11, 1981, 13. Mai

Bis zu den angegebenen Daten müssen
die Einsendungen bei der Redaktion,
Kreuzgasse 45, Chur, sein

Anzeigen für Nr. 10:

bis 4. Mai im Postfach 52,
Gehörlosen-Zeitung, 3110 Münsingen



Gehörlosen-Zeitung

für die deutschsprachige Schweiz

Offizielles Organ des Schweizerischen
Gehörlosenbundes (SGB)
und des Schweizerischen Gehörlosen-
Sportverbandes (SGSV)

Erscheint zweimal monatlich

75. Jahrgang

1. Mai 1981

Nr. 9

Aus der Welt der Gehörlosen



Zur Delegiertenversammlung des Schweiz. Verbandes für das Gehörlosenwesen

Die Bombardierung der Stadt Schaffhausen

vom 1. 4. 1944 nach alten Aufzeichnungen

Der gehörlose Hans Baumgartner in der Taubstummenhilfe Oerlikon-Zürich fuhr täglich nach Schaffhausen. Er arbeitete dort in einer Lederfabrik. Am Samstag, dem 1. April, kehrte er verspätet zurück. Er erzählte:

Um 10.40 Uhr gab's Fliegeralarm. Bald darauf überflogen drei amerikanische Fliegerstaffeln die nördliche Schweiz. Die letzte warf ihre Bombenlast über Schaffhausen und Umgebung ab. Man hörte mehrere Detonationen (Knalle). Viele ahnungslose Augenzeugen unterliessen es, sich in Schutz zu begeben. Ich war im Begriff, den Elfuhrzug nach Zürich zu besteigen. Da schlug eine Bombe in die Bahnhofhalle ein. Schon lagen einige Bahnbeamte und Fahrgäste tot oder verletzt auf dem Boden. Ich kam mit dem Schrecken davon. Voller Verzweiflung und Todesangst flüchtete ich in den Schutzraum.

Nach dem Alarm wollte ich heimfahren. Doch war das Ausfahrtsgeleise zerstört. Überall brannte es. Auch unsere Fabrik wurde in Asche gelegt. Ein Automobil führte uns auf Umwegen nach Neuhausen. Von dort konnte ich mit dem Zug wohlbehalten heimfahren. Nun kann ich nicht mehr der gewohnten Arbeit nachgehen.

Robert Frei

Nachträglich ist uns noch folgender Augenzeugenbericht einer Gehörlosen zugegangen:

Ich hatte einige Wochen in der Tonwarenfabrik Schaffhausen gemalt. Auf Ende März wurde ich frei. Am 1. April wollte ich noch ein wenig in der Stadt umherbummeln. Ein Kunstmaler kaufte mir handgemaltes Porzellan ab. Aus Freude darüber leistete ich mir ein «Znüni» in der Kaffeehalle. Frohgemut bei einem Tässchen sit-

zend, überraschte mich plötzlich ein «Bumbum»!

Alles rennt in den Keller. Niemand gibt mir Bescheid. Fliegeralarm! denke ich, lege meine Zeche hin und gehe meines Weges. Ahnungslos schreite ich durch die Gasse. Sie ist menschenleer. Ich trete auf Glasscherben. Woher diese vielen Glasscherben? Ich sehe an den Häusern empor. O grausiger Schrecken! So weit ich sehen kann, sind alle Fenster eingeschlagen, rings um den Fronwaagplatz alle Schaufenster zersplittert, herausgerissen. Wie lange Eiszapfen hängen die Glasscherben aus den oberen Rahmen.

Aus dem Papeterieladen wurden Tintenfläschchen, Bilder zur Konfirmation und Gebetbücher weit auf die Strassen hinausgeschleudert. Über dem Schaufenster brennt der Rollladen. Der Besitzer achtet nicht darauf. Eifrig sucht er seine Habe zusammen. Beim Brunnen ist ein tiefes, grosses Loch. Es sieht aus wie ein Krater. Pflastersteine liegen auf der Strasse umher. Neben dem Brunnen steht ein Karren, mit einem Berufsmantel bedeckt. Ein beschuhter Fuss lugt darunter hervor. Leiche? Die Gasse herab trägt man Verwundete auf Notbahnen.

Eine Verkäuferin, meine tägliche Tischnachbarin, stürzt mit blutendem Gesicht aus einem Laden. Eine Passantin hat einen Nervenschock erlitten. Man trägt sie über die Strasse. Jedes Antlitz ist vor Schreck verzerrt. Ich sollte heimreisen, um am 3. April eine neue Stelle anzutreten. Es fährt kein Zug. Das Bahnhofgebäude ist teilweise zertrümmert. Sämtliche elektrischen Uhren der Stadt sind um 10.55 Uhr stehengeblieben.

Während ich die Vordergasse hinunterrenne, stürzt ein Haus ein. Die Was-

serleitung ist geborsten. Und das Wasser dringt in Strömen hervor. Der Boden ist wie mit Schnee bedeckt. Es sind aber keine Schneeflocken, sondern Bettfedern. Linkerseits ist ein weiteres Haus am Einsturz. Zehn Zentimeter breite Risse durchziehen seine Fassade. Hier ist kein Durchgang. So kehre ich um. Dort brennt ein Haus. Glühende Ziegel fallen zu Boden. Am Rathaus vorbei suche ich einen andern Weg. Überall brennt es. Ein glü-

Land am fließenden Wasser verbindet die Menschen und ihr Tun. Der junge Strom erinnert an die Vergänglichkeit und weist in die Zukunft.

Ist es zufällig oder wohlbedacht, die Stadt und den Kanton nördlich des Rheins im UNO-Jahr des Behinderten zum Tagungsort der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes für das Gehörlosenwesen zu wählen?

Man könnte auch annehmen, diese Wahl sei symbolhaft. Wohl die meisten Besucher kennen die Besonderheiten des Schaffhauserlandes, vom Munot bis zum Klettgauer Wein; Wandern auf dem Randen und Badefreuden im noch sauberen Fluss, Fremdenverkehr am Rheinfluss und in den so wohlgepflegten mittelalterlichen Städtchen und noch vieles andere.

Weniger geläufig sind manchem die vielen Verbindungen und Dienste, die von Schaffhausen aus zum Nachbarland gehen. Möglichkeiten und Grenzen werden hier gleichermaßen spürbar. Von hier aus entstehen Beziehungen und werden Dienstleistungen erbracht, die allen gemeinsam dienen und die beidseits geschätzt sind. Bewährtes weiterführen und Neues gemeinsam ersinnen und erproben gehört zu unserer Tagesarbeit. Hier scheint die versteckte Symbolik zur Tagung der Delegierten hindurch.

Genauso still und beharrlich und zum Nutzen aller geschieht die Arbeit derjenigen, die sich für das Fortkommen und Wohlergehen der Gehörlosen in vielfältiger Weise verantwortlich fühlen. Sie alle, die Sie berufen sind zum Dienst an der Integration unserer gehörlosen Mitmenschen, leisten diese Aufgabe täglich in kleinen Schritten und haben gemeinsam in den vergangenen Jahren bedeutende Fortschritte erzielt.

Unser herzlicher Willkommgruss ist mit dem Wunsch verbunden, Sie mögen sich in Schaffhausen wohlfühlen, und es sei Ihnen gegönnt, Ihre hingebungsvolle Arbeit für die Hörbehinderten um einen guten Schritt weiter voranzubringen.

serleitung ist geborsten. Und das Wasser dringt in Strömen hervor. Der Boden ist wie mit Schnee bedeckt. Es sind aber keine Schneeflocken, sondern Bettfedern. Linkerseits ist ein weiteres Haus am Einsturz. Zehn Zentimeter breite Risse durchziehen seine Fassade. Hier ist kein Durchgang. So kehre ich um. Dort brennt ein Haus. Glühende Ziegel fallen zu Boden. Am Rathaus vorbei suche ich einen andern Weg. Überall brennt es. Ein glü-

hender Dachkännel fällt vor meine Füsse. An Leib und Seele zitternd, flüchte ich mich zur gegenüberliegenden Hauswand. Mit knapper Not entkomme ich zum Herrenacker. Das prachttvolle Jezlerhaus brennt. Ganz ohne Rauch. Nur lodernde Flammen. Auch das Museum brennt. O mein liebes Museum! Vor einem Jahr bereitete ich dort die historischen Fahnen zur Restaurierung vor. Das hatte mir die Möglichkeit gegeben, die herrlichen Schätze des Museums zu studieren. Und jetzt lecken die Flammen daran. Ich renne hinein, um «flöchnen» zu helfen. Allein, die Zivilpersonen werden am Schöpfl genossen und in den Luftschutzkeller hinunterspediert.

Man bringt Ohnmächtige, Erschreckte, Verletzte herein. Wir sind wie eine verirrt und verängstigte Schaffherde. Leider sind keine Sitzgelegenheiten vorhanden. Ich halte es nicht länger aus und entschlüpfe dem Wachtposten. Ich muss ja abreisen. Wieder bin ich im Freien. Aber der Weg ist versperrt. Das Restaurant «Tiergarten» brennt. Wie schade! Wie freute ich mich dort noch vor kurzem, einsam bei einem Becher Bier sitzend. Wieder muss ich zurück. Wieder fallen brennende Balken auf die Strasse. Wie ein gehetztes Reh eile ich der Promenade zu, ins «Marienheim», wo ich wohnte. Ich hoffte, dort auf eine Friedensinsel zu kommen. Aber o Schrecken! Auch dort sind alle Fenster eingeschlagen. In meinem Zimmer haben die Splitter am meisten gewütet. Ah, darum schickte mich der liebe Gott in die Stadt! Darum schickte er mich ins Kaffeehaus, das ich sonst am Morgen nie betrete. Dank, Lob und Preis dir, mein lieber Gott!

Dem Heim gegenüber brannte das katholische Vereinshaus lichterloh. In seinem herrlichen Saal nahm ich jüngst an einem Heimatabend teil. Auf dessen Bühne mimte, sang und jodelte das Trachtenvolk nach Herzenslust. Im Abendgold der «Jungfrau» blies ein Alphornbläser seine Weisen. Und nicht weniger entzückte mich sein Fahnenschwingen. Und heute? Ein Schrecken ohnegleichen! Es war des Feuers Wut nicht beizukommen. Direkt vor der katholischen Kirche hatte eine Bombe eingeschlagen. Feuerwehr, Pfadfinder, Hilfswehr, Zivilpersonen, wir alle halfen «flöchnen», was zu retten war: Geschirr, Betten und andere Möbel, Spirituosen, Vorräte aller Art. Da liegen im Strassenschmutz die Habseligkeiten eines alten Junggesellen. Unbeholfen und verzweifelt steht der Mann vor den Resten seines Gutes. Wir schleppen es weiter und bringen es in Sicherheit.

Auf dem Platze stehen sämtliche Kommoden des Altersheims durcheinander. Überall «geflochener» Hausrat. Mittendrin steht ganz bestürzt die Leiterin des Vereinshauses. Schaurig-schön brennt der Turm der alten Villa nebenan. Der Wasserstrahl kann den Brand nur langsam eindämmen. Die Flammen lodern immer wieder an neuen Orten empor. Ob wohl unsere Fabrik auch brennt? Jawohl, eines ihrer Magazine brennt. Ich hatte dort Dutzende von Kaffeebeckeli bemalt. Gestern noch hatte ich gebeten: «Gebt mir doch nur ein Stück als Andenken zu kaufen!» – «Nein!» – «Aber doch ein Tellerchen?» – «Nein!» – «Aber eine Vase?» – «Nein, alles ist bestellt!» So hiess es gestern. Heute brannte das Magazin herunter. Und sein Dach stürzte über all den Dingen zusammen. Besinnlich ging ich weiter. Ich wollte noch einmal die herrlichen Blumen auf der Promenade betrachten. Und was fand ich? Statt des Alpengartens einen Bombenkrater.

*Warum sterben Blumen lächelnd,
glüht die Sonne noch im Untergehn
in ihrem festlichsten Gewand?
Warum beschenkt der Sommer,
wenn sein Abschied naht,
uns noch mit Früchten überreich,
die nicht nach Tod und Trauer duften?*

*Es ist wohl so,
dass die Natur
uns das Geheimnis Gottes
offenbart:
im Sterben
liegt eine lächelnde Hoffnung.*

Inge Blatter

Alles erbarmungslos verschüttet. Ein grosser Baum lag entwurzelt da, den mächtigen Wurzelstock gen Himmel streckend. Daneben ragten gekrümmte Eisenbahnschienen über einen Meter hoch in die Luft. Die Tuchwarenfabrik brennt und noch so vieles. Mittlerweile haben allerorten die Feuerwehrautos zu löschen begonnen. Die Soldaten sind angerückt. Die Hilfswehr sperrt die Strassen ab. Es wird geschaufelt, ausgeebnet, geordnet. Alles ist hilfsbereit. Und in jedem Antlitz liest man ein tiefes Mitgefühl für die Stadt und ihre Bewohner. Erst in der Abenddämmerung durfte ich unter militärischem Schutz den Bahnhof aufsuchen. Nun konnte ich den Ort des schrecklichen Geschehens verlassen. Auf der Heimfahrt erst wurde mir voll bewusst, welche wunderbare Bewahrung in der Not ich erfahren hatte. Und ich dankte Gott aus tiefstem Herzen.

Fanni Lichti, Mannenbach

Nachtrag der Schriftleitung: Viele hundert Brand- und Sprengbomben fielen auf die liebe, schöne Stadt am Rhein und ihre Umgebung. Sie brachten namenloses Leid. Rund hundert Männer, Frauen und Kinder wurden getötet oder schwer verletzt. An 41 Orten brachen Brände aus. 108 Wohnungen wurden vollständig zerstört. Über 500 Personen aus der Stadt und den Nachbardörfern verloren ihre Heimstätte. Und doch war es kein schweres Bombardement. Die Verwüstungen in den Städten der Kriegsländer sind viel grösser. Wahrlich, der Luftkrieg ist furchtbar!

Leicht hätte es in Schaffhausen Hunderte von Toten geben können. Glücklicherweise fielen keine Bomben auf den belebten Marktplatz. Die Schulhäuser blieben ebenfalls verschont. Ausser den vielen Wohnhäusern wurden auch einige Fabriken zerstört. Der Luftschutz war dort gut geordnet. Die Arbeiter hatten sich zu Beginn der Bombardierung sofort in die Luftschutzräume begeben. Ein einziger hatte gezögert. Und gerade er wurde verletzt. Alle, die in den Luftschutzraum gegangen waren, blieben heil.

Zwei Personen retteten sich auf folgende Weise: Sie warfen sich platt auf den Boden. Und kamen ohne Schaden davon. Die Leute aber, die in ihrer Nähe stehengeblieben waren, wurden durch umherfliegenden Bombensplitter getötet. Das Unglück in Schaffhausen hat tiefe Wunden gerissen. Aber es zeigte auch erfreuliche Seiten. Die Behörden griffen rasch und sicher ein. Auch die übrige Hilfstätigkeit war vorbildlich. Schaffhausen glich an jenem Samstag einer einzigen grossen Familie. Jeder half, wo er konnte, ohne zu fragen. Still und selbstverständlich. Jeder war für alle andern da. Sogar Kinder haben sich als wahre Helden gezeigt. Der fünfzehnjährige H. Eberlein rettete unter eigener Lebensgefahr seine vier kleinen Geschwister aus dem brennenden Haus. Und die dreizehnjährige Margrit Huber brachte ihr kleines Schwesterchen aus höchster Gefahr von der Zinne des Hauses in Sicherheit. Der Stadtrat von Schaffhausen schenkte beiden je ein Kassabüchlein mit tausend Franken Einlage. Und der Regierungsrat überreichte ihnen die kantonale Rettungsmedaille (Medaille = Denkmünze). Und wer hätte nicht Freude an folgendem Geschichtlein: Die Sträflinge des Schaffhauser Gefängnisses arbeiteten während der Bombardierung im Gefängnishof. Die Bomben sprengten das Gefängnistor. Alle Sträflinge eilten ins Freie. Einer von ihnen rettete unter Lebensgefahr wertvollste Bilder

aus dem brennenden Museum. Er war nachher ganz verrusst und voller Schnittwunden. Bis halb fünf Uhr half er dann bei den Löscharbeiten. Auch die andern Sträflinge machten sich nützlich. Alle stellten sich abends wieder im Gefängnis ein. Kein einziger fehlte. Als Belohnung für die gute Tat erliess die Regierung dem Retter der Bilder den Rest der Strafe.

Ende März landeten zwölf fremde Bomber in Dübendorf. Tausende von Neugierigen umlagerten den dortigen Flugplatz und waren ganz unvorsichtig. Einer der Zuschauer verunglückte tödlich. Und einige andere wurden schwer verletzt. Die Polizei konnte nur mit Mühe die Ordnung aufrechterhalten.

Jede Notlandung bietet Gefahren für die Zuschauer und für die Flieger. Vielleicht ist der Pilot verletzt (Pilot = Flugzeugführer) und nicht mehr fähig,

das Flugzeug richtig zu führen. Oder das Flugzeug ist beschädigt. Niemand kann wissen, ob es abstürzt. Wehe, wenn es in die Zuschauer hineinfällt! Wer trägt dann die Schuld? Gewiss nur die unvorsichtigen, neugierigen Zuschauer.

Man beachte also: Der Krieg ist kein Schauspiel. Bei Alarm soll man nicht auf den Strassen herumstehen. Am besten geschützt ist man in einem Luftschutzraum. Bei Notlandungen soll man dem Platz fernbleiben, wo ein Flugzeug niedergeht.

Oft befindet man sich im Freien, wenn Bomben fallen. Und man kann sich nicht immer in ein Haus oder in einen Luftschutzraum flüchten. Dann soll man sich platt auf den Boden werfen. Vorteilhaft ist, wenn man sich in einen nahegelegenen Graben oder in eine andere Vertiefung hineinflüchten kann. GZ. 1944

Und wieder blüht der Holunder

Wir alle kennen ihn. Im Frühling machen uns die weissblühenden Büsche Freude. Man sagt: «Der Holunder gehört zum Feinsten, was uns der Frühling zeigt!»

Wir kennen drei Arten von Holunder: Der bekannteste ist der schwarze. Er hat den Namen von seinen schwarzen Beeren. Wir finden ihn in Gärten, an Mauern, an Zäunen, an Häusern und Ställen. Er liebt feuchte, stickstoffhaltige Böden. Stickstoff ist im Mist enthalten. Der schwarze Holunder ist ein Strauch der Ebenen und der Hügellandschaft. In einer alten Schrift lesen wir: «Unter den zahlreichen Bäumen und Stauden, mit welchen Gott unser Land gesegnet hat, ist eine der nützlichsten und brauchbarsten der jedermann bekannte Holunder.» Holunder gibt ein nahrhaftes Gemüse. Mit Mehl und Eiern gebackene Holunderblüten werden von einigen als eine angenehme Speise gehalten.

Im Gebirge findet man den roten Holunder. Seinen Namen hat er von den leuchtendroten Beeren.

Der Zwergholunder hat schwarze Beeren. Wie sein Name sagt, handelt es sich hier um eine Zwergpflanze.

In einer Flasche habe ich einen wunderbaren Sirup. Mit frischem Wasser oder Mineralwasser gemischt, gibt dieser Sirup ein ausgezeichnetes Getränk. Es ist erfrischend und stillt den Durst. Das Rezept: Man nimmt 14 bis 20 Blüten des schwarzen Holunders. In drei Litern Wasser lässt man sie 24 Stunden stehen. Man entfernt die Blüten. In das Blütenwasser schneidet man sechs bis sieben Zitronen. Dazu streut man vier Kilo Zucker. Alles lässt man nun drei Tage stehen. Dann gibt man 80 Gramm Zitronensäure dazu. Man siebt den Sirup, füllt ihn dann in Flaschen ab und stellt ihn in den Keller.

Aus alten Zeiten kennt man allerlei Heilverfahren durch den Holunder. Heisser Tee aus Holunderblüten treibt den Schweiß und ist ein Heilmittel bei Erkältungen, Fieber und Rheumatismus. Ein Überbein kann man mit Holunderblättern wegreiben. Das mit der inneren Rinde gekochte Wasser fördert den Stuhlgang, ist also gegen Verstopfung. Es

treibt auch das Wasser besser ab. Das Einnehmen von in Milch gekochten Holunderblüten vermehrt der stillenden Mutter die Milch.

Das nachfolgende Erlebnis führt in eine ganz andere Richtung. Als Mittelschüler arbeitete ich während der langen Sommerferien bei einem Bergbauern. Er war auch Viehhändler. War irgendwo ein Markt, liess er sein Werkzeug liegen. Der Handel zog ihn weg. Dann sah man ihn erst am Abend wieder. Während seiner Abwesenheit regierte seine Frau. An einem solchen Tag, das Wetter war schlecht, sagte sie zu mir: «Du weisst schon, was tun. Mach etwas bessere Ordnung um Haus und Stall!» Hinter dem Stall lag altes Holz aufgeschichtet. Das sägte und spaltete ich. Auch ein alter Holunder wuchs da wild überall heraus. Den grub ich aus. Den Abfall verbrannte ich auf dem nahen Acker. Als der Meister am Abend nach Hause kam, ging das Unwetter über mich los. «Das Holz ist noch vom Grossvater. Ich habe es immer in Ehren gehalten. Der Holunder hat mir Glück im Stall gebracht. Unglück wird über uns kommen. Du glaubst nichts!» Ich stand da. Ich konnte das nicht verstehen. War solcher Aberglaube wirklich noch möglich?

Ich bin in einer Kleinstadt aufgewachsen. War ich jeden Sommer auf dem Lande, so war meine Beziehung zu dieser ganz anderen Umgebung doch nicht so stark, wie sie bei einem Bauern ist. Er lebt mit seinem Vieh, seinen Haustieren, mit Pflanzen, Feld und Wald zusammen. Zu ihnen hat er ein ganz anderes Verhältnis als der Städter. Ganz in der Tiefe – im Unbewussten sagen wir heute – steckt da wohl noch ein Glaubensüberrest aus uralten Zeiten. Wir dürfen nicht vergessen: Seit der Geburt Christi sind rund 2000 Jahre vergangen. Die ältesten schriftlichen Aufzeichnungen stammen aus dem Jahre 4241 vor Christi Geburt und wurden in Ägypten gefunden. Das sind zweimal 2000 Jahre zurück. Die Menschenkunde (Anthropologie) nimmt an, dass es vor einer halben Million Jahre schon Menschen gegeben hat. Wir wissen, dass diese Menschen, unsere Urahnen, ständig in Angst lebten und ganz anders

glaubten als wir. Dass da auch durch das Christentum nicht alles ausgelöscht werden konnte, muss man verstehen.

Nun Hand aufs Herz. Oder ehrlich gesagt: Da geistert doch dieses und jenes in uns herum. Wir haben zum Beispiel die «Unglückszahl» 13. Mein Freund, bei dessen Vermählung ich Trauzeuger war, hat an einem 13. November geheiratet. Bald 50 Jahre hat die Ehe gehalten. Von dieser 13 aber heisst es: Die Amerikaner kennen in einem Hochhaus keinen dreizehnten Stock. Die Franzosen meiden die Zahl 13 als Hausnummer. Ein Los, in dem die Zahl 13 enthalten ist, bringt nie Glück. An einem 13. beginnt man nie eine Reise, vor allem keine Schiffsfahrt. Viele Fluggesellschaften haben keinen Sitzplatz mit der Zahl 13. So die Legende: Adam und Eva wurden aus dem Paradies verstoßen. Eva sah da ein vierblättriges Kleeblatt. Sie bückte sich und nahm es mit. Durch dieses Kleeblatt wollte sie sich an das verlorene Glück im Paradies erinnern. Seither haben wir Glück, wenn wir ein vierblättriges Kleeblatt finden. Lange Zeit hatten wir zu Hause über der Stubentüre ein «vergoldetes» Hufeisen. Wir hatten es gefunden. Mit Goldbronze hatten wir es «vergoldet», und die Mutter hat das Hufeisen an einem blauen Band über die Stubentüre gehängt. Es sollte Glück bringen. Auch der Kaminfeger bringt Glück. Darum finden wir ihn so oft auf Neujahrskarten. Und in unseren bekannten Kurorten erscheint er zur Ballnacht vom alten ins neue Jahr. Unglück aber bringt die schwarze Katze. Im Nebelspalter vom 14. April finde ich noch etwas dazu: Eine Grossmutter hat immer am Karfreitag ein frisches, noch warmes Ei in ein Deckelkörbchen gelegt. Sie sagte, es schütze das Haus vor Feuer und Unglück. Ein solches Ei findet man etwa auch in einem Stall aufgehängt. Am nächsten Karfreitag wird es dann ersetzt. Nun aber zurück zu unserem einst «heiligen» Holunder. Ein Absud von Holunderrinde, die man aufwärts abschabt, hat verstopfende Wirkung. Schabt man sie abwärts ab, wirkt sie abführend. Seneca, ein alter Grieche, sagte: «Teil der Heilung ist der Wunsch, gesund zu werden.» Gegen Zahnschmerzen ritzt man das Zahnfleisch mit einem Holunderspan blutig. Dann drückt man den blutigen Span wieder an die alte Stelle zurück. Die Zahnschmerzen werden verschwinden. Auch Krankheiten können auf diese Weise mit Holunder behandelt werden. Fieber vertreibt man durch Verscharren von Brot und Salz unter dem Holunderstrauch. Dies hängt mit dem Glauben zusammen, man müsse die unterirdischen Geister gut stimmen. Daran glaubten in vorchristlicher Zeit vor allem slawische und nordgermanische Volksstämme.

An gewissen Orten in Dänemark giesst man Milch auf den Wurzelstock des Holunders, wenn man ihn beschädigt hat. Auch hier will man sicher die unterirdischen Geister wieder gut stimmen. Wenn man fest daran glaubt, kann man folgendes, gegen Magenschmerzen wirkendes Rezept anwenden: Man nimmt ein Holunderschoss. Man schneidet es in neun kleine Scheiblein und bindet sie in ein leinenes Tüchlein. Dieses hängt man als Säcklein an einer Schnur um den Hals. Es muss auf den schmerzenden Magen hinunterreichen. Man trägt es so lange, bis die Schnur bricht. Dann muss man es entfernen. Es darf aber nicht mit der Hand berührt werden. Man nimmt dazu zum Beispiel eine Zange. Man trägt das Säcklein weg und verscharrt es an einem abgelegenen Ort. Zum Abschluss hören wir, was der verstorbene Churer Bischof Caminada sagte: «Das Reich des Teufels war durch die christliche Mission gar schmal geworden. Da bat der